Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 335. Wenn ich mich das Pratscheckt mit die Fleipehper Fäckterie ordentlich ausgedenkt gehabt hatt, do hen ich mich den Karlie, was unsern verheiratther Bub is, getäckelt un hen en gute diesente Tahl mit ihn gehabt. Ich hen vereksplizirt, daß en junger Feller wie er, ebbes schaffe müßt un daß es e Schehm wär, wenn er sich auf seine lehfie Haut lege wollt un an seine Perrents diepende wollt. Das hätt ich alles ins Auge gehabt un for den Riesen wollt ich, daß er ebbes duhn sollt un ich hätt ihn auch e Prappositschen zu mache. Jetzt wär es sein Törn ebbes gutes draus zu mache. Dann hen ich ihn gesagt, daß ich hen wollt, daß er e Fleipehper Fäckterie starte sollt un wann er da derzu sticke deht, dann hätt er auch schuhr en große Suckzeß. Ach Ma, hat er gesagt, was kommst du mich mit en Stoff! Wie kann ich da en Suckzeß draus mache! In die erschte Lein, kann in so en Penniekram nit viel Praffit sein, dann noch e anneres Ding werd Fleipehper blos in die Sommerzeit gejuhst un was soll mer dann im Winter mache? No, ich denke, das Fleipehperbißniß wär for mich en Sticker un ich besser lasse meine Finger davon."

Ich kann Ihne sage, ich hen mich widder emol gut un fehr iwwer den Lausbub geärgert. Immer wisse die Fellersch alles besser, wie ihre Mutter un wann es dann zu spät is, dann sehn se ein, was se for dumme Esel gewese sin. Es is ja gut genug, mer muß schon e ganze Lat: Fleipehper verkaufe bis mer hunnert Dahler Praffit gemacht hat, un es is auch recht, daß mer im Winter kei Fleipehper juhse duht, awwer dieselwe Zeit wär es doch en Schapp un so was mer uff deitsch e anneſt Liffing nenne duht. Well, ich hen noch emal geireit den Karlie zu kohnwinze, awwer es war alles umsonst, er hat nicks von wisse wolle. So hen ich denn mein Meind aufgemacht, das Pratscheckt zu drappe un zu warte bis der Philipp, was mein Hosband is, mit seine Prappositschen erausrücke duht. Wie er for Dinner heim is komme, da hen ich gesagt: „Well, du Schlohpoht, hast du denn noch nicks gefunne, wo mer den Karlie drin auffetze könnte?" Da hat er gesagt, er hätt e feine Eidie, awwer se wär noch nit ganz reip un ich sollt ihn noch e wenig Zeit gewwe. Awwer ich könnt ganz ruhig sein, er hätt schon den Karlie von seine Eidie gesagt un der wär vollständig mit einverstande. Well, ich kann Ihne sage, jetzt sin ich awwer doch neugierig gewese. Ich hen gesagt: „Ich will jetzt, daß du mich reiteweg sage duhst was du for e Pratscheckt hast, bikahs ich will ennihau auch gepohstet sein von den was in mei Haus un mei Fämmillie vorgehn duht. Das is mich en schöner Weg, den Bub sagst du, was du in e Bißneßlein mit ihn vor hast un ich soll warte!" Ich hen ihn noch e paar annere Sache gesagt, wo in Print nit gut ausgucke duhn un da hat er gesagt, well, dann wollt er mich alles sage.

„Luckehier, hat er gesagt, mir hen die lange Jahrd in den Bäck von unser Haus, se is partlie so närroh, daß mer se gar nit juhse kann un auf die Jahrd duht meine Eidie behse. Mer gehn hen un bilde e Bohling-Aellie un die kann der Karlie ronne. Sell is e Bißneß wo im Sommer so gut is wie im Winter un wenn der Karlie e wenig kehrfull is, dann kann er grad so viel Geld mache, wie in sein Pickscher-Schoh un noch e anneres Ding, er duht auch dabei den Wedesweiler en gute Törn, bikohs die Piebels wo die Bohling-Alleh friekwente, duhn doch bei den Wedesweiler ihre Drinks kaufe; den Weg duht eine Hand die annere wasche." Den Weg hat er mich noch for e ganze Weil vorgetahkt un ich muß sage, er hat mich auch konwinzt. Ich hen gesagt, ob er mich prammisse duht, daß mit die Bohling Allies keine Bahr kohnecktet wär, un wie er gesagt hat, daß wär ganz ausgeschlosse, bikahs er deht doch nit denke, daß er in die Drinks-Lein so en Suckzeß mache könnt, daß es sich zahle deht die hohe Lickerleisenz zu bezahle, da hen ich gesagt, well dann go ehett, mer könne ja emal e Treiel mache un sehn wie der Has laufe duht.

Sie könne sich denke, daß der Philipp arig getickelt war, daß ich emal mit eine von seine Eidies fättisfeit gewese sin un er is gleich hin zu den Wedesweiler gelaufe, for ihn seine Freud mit zu theile. Well, ich hen ihn den Fonn nit speule wolle un sin sogar später selbst hin gange un do hen mer denn lang un breit all die Iffs un die Wenns iwwer gethakt un sin zu die Kohnkluhschen komme, daß die Bohling Aellie Eidie gar nit so schlappig wär. Mer hen dann auch gleich die Kohnträckts gelasse un wie mer die Figgersch gehabt hatte un mer sin noch emal driwwer gange, do hen mer ausgefunne, daß die Geschicht en ganze Hiep Geld gekost hat, awwer da war nicks mehr zu mache, mer kann nicks for nicks eckspecke un das Schönste war, daß diesmal der Wedesweiler alle Kredditt for die Eie geklehmt hat. Da hen ich denn auch ausgefunne, daß das Pratscheckt gar nit aus den Philipp sein dumme Kopp komme is un ich bette Ihne einiges, daß der Wedesweiler die Bohling Aellies nur hen will, bikahs er denkt daß er dabei e gutes Bißneß mache kann, un Kostiemersch kriegt, wo er sonst nit dran figgere könnt. O, ei tell juh, der Kunne hat e Auge for Bißneß ahlreit ahlreit. Mit beste Riegards

Yours
Lizzie Hanfstengel.

Also daher!

A.: „Wie der alte Herr Schluckerl nur immer behaupten kann, sein Podagra rühre lediglich vom hiesigen ungesunden Wasser her!"

B.: „Aber ganz recht hat er doch; da das Wasser hier so schlecht war, trank er eben stets — Wein."

Eine Dankbare.

Kundin: „Der Stoff gefällt mir. Sie können mir sechs Meter davon geben ... Aber merkwürdig! Sie kommen mir so bekannt vor!"

Verkäufer: „Gnädige erinnern sich meiner — das freut mich. Ich bin nämlich der junge Mann, der Sie vorigen Sommer in Heringsdorf vor dem Ertrinken rettete, als sich Gnädige zu weit in die See gewagt hatten!"

Kundin: „Ach, das waren Sie? Na, da geben Sie mir schon sieben Meter!"

Ein Held.

„Also eine Ohrfeige hat Dir der Müllerseppl gegeben; ja, ja, das ist ein rabiater Kerl, der immer gleich handgreiflich wird!"

„Na, diesmal ist er an den Unrichtigen gekommen ... meine Frau war bei mir!"

Hyperbel.

Unteroffizier: Kerls, wenn ich sage „Los!" dann müßt ihr über'n Kartoffelacker fliegen, daß dem Zeppelin sein Luftschiff 'ne Deckelschnecke dagegen ist.

Probe.

Protzenbauer (zum Maler, der bei seinem Gehöfte malt): „Hörst, du könntest mei' Schecken malen, und wenn die gut ausfällt, käm' es mir auf ein paar Markerln nicht darauf an, da könntst auch mich malen!"

Sehr bedenklich.

Herr (zum Diener): „Sagen Sie mir, wie alt sind denn eigentlich die Töchter des Hauses?"

Diener: „O, darüber bin ich noch nicht eingeweiht, ich bin ja erst acht Jahre im Hause."

Praktische Hutmode.

Dame (im riesigen Glockenhut zum schirmlosen Jüngling, bei Regenwetter): „Darf ich Ihnen meinen Hut anbieten?"

Ausnahme.

„Man sagt, Herr Professor, Sie beherrschen alle fremden Zungen."

„Nur zwei nicht, meine Gnädigste — die meiner Frau und meiner Schwiegermutter."

Ueberflüssig.

A.: „.... Nehmen Sie 's mir nicht übel, lieber Freund — Ihre Frau ist aber gar nicht hübsch!"

Geschäftsreisender: „Hat nichts zu sagen — ich bin ja doch meistentheils nicht zu Hause!"

Die Richtige.

Junggeselle (zu seinem verheiratheten Freunde): „.... Sag 'mal, wie merkt man denn eigentlich, daß man die Richtige hat?"

Freund: „Wenn du sie nicht mehr los wirst!"

Die goldene Stadt erwacht.

Der Frühling ist da, frühzeitig und unerwartet. Kurze, warme Regenschauer haben die verdorrte Erde geküßt. Auf dem grauen Veldt zeigen sich hier und dort grüne Flecke, der zarte Schimmer hervorbrechender Pfirsichknospen verleiht dem kahlen Geäste einen Anflug neuen, rosigen Lebens. Und wie es in der Natur ist, so ist es mit dem wirthschaftlichen Leben dieses jungen Gemeinwesens. Auch hier ist der Lenz gekommen, auch hier kam er frühzeitig und unerwartet — über Nacht. Man sieht wieder fröhliche Mienen, an den Bars knallen Champagnerpfropfen, ein Geräusch, das, früher so vertraut, schon lange in Vergessenheit gerathen war. Gutbespannte Equipagen rollen durch die Straßen, selbst die zahlreichen Motorwagen scheinen fröhlicher zu schnaufen und zu tuten als noch vor wenigen Monaten. Vergrämte Familienväter, vor Kurzem noch am Dasein verzagend, erinnern sich, daß sie immer noch Papiere und Liegenschaften besitzen, die vor Jahren auf Millionen geschätzt, später zu keinem Preise mehr verkäuflich waren, und neue Hoffnung zieht ein in manche gequälte Brust. Die Theater und Singspielhallen sind überfüllt, in den Tanzlokalen drehen sich steifbeinige Briten mit den Töchtern sittenstrenger Buren in frohem Reigen. Das lange, bange Leid scheint vergessen, und ein frischer Hauch der Auferstehung weht durch das Land.

Am besten kann man den Wechsel an den Sonnabend-Abenden beobachten, wenn, beinahe wie vor dem Kriege, eine bunte Menge sich bis spät in die Nacht durch die Straßen drängt und die Bevölkerung der Vororte und der Minen, von Kauf- und Schaulust getrieben, in der goldenen Stadt zusammenströmt. Auf dem Marktplatz stehen, schwarze, tiefe Massen. An einer Ecke plärrt, unter betäubenden Paukenschlägen, eine Abtheilung der Heilsarmee ihre Lieder, umstanden von Haufen gaffender Kaffern. An anderen Stellen reden Wanderprediger die Menge an, die in bewegten Worten und mit wilden Gesten abwechselnd gegen Regierung, Stadtverwaltung oder Kapitalismus donnern, denn die Redefreiheit ist ja unbeschränkt. Nannte doch erst vor Kurzem ein indischer Agitator den Kolonialsekretär in öffentlicher Rede einen Mörder, was dieser einfach mit der gleichmüthigen Bemerkung quittirte, daß das "strong language" (eine etwas starke Sprache) sei.

Durch die Menge schlüpfen Inder und bieten den Inhalt ihrer Fruchtkörbe zum Verkauf. In allerhand Marktbuden werden Thee, Kaffee, Selterwasser, heiße Pasteten und Würstchen verkauft bis zum frühen Morgen. Kurz: wer ein richtiges Bild von der vielfarbigen Bevölkerung Johannesburgs haben will, der gehe am Sonnabend Abend auf den Marktplatz, besonders zu der Zeit, wo die Theater sich leeren und die buntscheckige Menge durcheinander fluthet, arm und reich, weiß, braun und schwarz, geschmückte, elegante Damen und übelriechende Strolche. — Das ist der Pulsschlag eines neuen Lebens, das Leben eines neuen Volkes in seiner Kinderstube, das dereinst ein großes Volk sein wird, ein Volk, entstehend aus allen Völkern der Erde, ein Volk ohne Vergangenheit, dem aber die Zukunft gehört.

Um das Börsengebäude, das jahrelang dagelegen hat wie ein verwunschenes Schloß, verfehmt und gemieden wie eine Heimstätte von Pesttranken, drängen sich heute vom Morgen bis zum Abend all die wunderlichen Gestalten, die dieses eigenthümliche Land hervorbringt. Aus welchen Höhlen kommen sie hervor? Wo hielten sie sich verborgen während dieser bangen Jahre unaufhaltsamen Niederganges? Wieder feiert dort das goldene Kalb seine Triumphe. Wirbelnd drehen sich um den Götzen Briten und Buren, Christen, Juden und Heiden, eine wilde Schaar. — Doch vorbei an diesem unschönen Bilde, das die Kehrseite des wiedererwachenden Lebens darstellt.

Handel und Wandel heben sich, langsam, aber stetig. Am schwersten haben die Kaufleute zu kämpfen, denn nach Beendigung des Krieges sind hier, in Erwartung glänzender Zeiten, Hunderte von Neulingen eingeströmt, mit geringer Sachkenntniß und kurzen Krediten. Sie importirten Waaren im Werthe von vielen Hunderttausenden, die bei den knapp zugeschnittenen Konkurrenz-Verhältnissen schwer auf dem Markte lasten und dem legitimen Kaufmann das Leben **sauer machen. Doch auch diese Kinderkrankheit** wird überwunden werden, wenn auch in der Zukunft für das reelle kaufmännische Geschäft hier wahrscheinlich nicht größere Profite in Aussicht stehen dürften, als auch in anderen — jungen oder alten — Ländern.

Neben den greifbaren Errungenschaften unserer Industrie während der letzten Jahre, wie Verminderung der Arbeitskosten und unangreifbare Feststellung des unverminderten Werthes unserer Goldlager, auch in den größten Teufen, spielt das bessere Verhältniß eine große Rolle, das sich im Laufe der letzten Monate zwischen Regierung und Kapitalismus herausgebildet hat. Es ist nicht zu leugnen, daß trotz mancher begangener Fehler unsere aus rein afrikanischen Elementen gebildete Regierung, sich durch redliches und aufrichtiges Streben und Wollen, allmählich das Vertrauen der ganzen Bevölkerung zu erringen gewußt hat, und daß angesichts dieser Thatsache, selbst die mehr oder weniger unvernünftige Opposition der britischen Fortschritts vulgo Jingo-Partei sichtlich zu erlahmen beginnt. Und über dem hoffnungsfrohen Zukunftsbilde schwebt der Glorienschein des kommenden südafrikanischen Staatenbundes, der alle Bewohner dieses Landes, die Alteingeborenen sowie die neuen Ankömmlinge, die in Zukunft dieses Land zu ihrem Heim erwählen wollen, zu einem großen, einheitlichen und mächtigen Volk vereinigen soll.

Wahrlich, wir haben genügend und lange genug gelitten in diesem Lande, als daß wir nicht endlich mit Behagen auf das aufdämmernde Bild des neuen Südafrikas blicken sollten, dem das Deutschthum schon heute breit und schwer seinen Stempel aufgedrückt hat, denn heute schon hört man in Börse und Klub, im Theater und auf der Straße die deutsche Zunge klingen, ebenso laut und so selbstbewußt wie die Sprache der Alteingesessenen, der Briten und der Niederländer.

Wie erobert man eine Frau?

Die jungen Leute lernen heute wirklich in der Schule alles Wissenswerthe und noch dazu eine ganze Menge Nichtwissenswerthes. Sie lernen mit Worten und Zahlen umzugehen, sie erfahren, was die Menschen aller Zeiten getrieben haben, wie die Thiere auf der Erde, im Wasser und in der Luft sich benehmen, was für Eigenschaften den chemischen Stoffen innewohnen, sie lernen mit peinlicher Genauigkeit den Bau der Sprachen, und sie stapeln in ihrem Gehirn ein unerhörtes Quantum von Formen und Zahlen auf. Zu allen möglichen Berufen werden sie ausgebildet, auf alle Eventualitäten des Lebens werden sie vorbereitet. Und nur eine Wissenschaft bleibt ihnen ein Buch mit sieben Siegeln, nur von einer Kunst wird ihnen kein Wort gesagt. Mit einem Male stehen sie vor Problemen, die ihnen unfaßbar sind, vor Fragen, auf die sie keine Lösung wissen, vor Wegen, auf denen sie keinen Führer haben. Und dann sagen ihnen weise und erfahrene Männer, daß gerade diese Probleme und diese Fragen die wichtigsten Dinge des Lebens sind, daß hinter diesen Räthseln die wahre Erkenntniß thront und daß diese Wege zu den schönsten und reichsten Zielen leiten. Und in ihrer Rathlosigkeit machen sie Dummheit auf Dummheit und sehen zu spät ein, wie sie die schönsten Stunden und Tage des Lebens vergeudet und verschwendet haben, wie sie kostbare Blüthen übersahen und Irrlichtern nachtanzten. Diese Wissenschaft, die man nicht lehrt, diese Kunst, deren Grundgesetze die Meister nicht verrathen, diese Berechnungslehre, deren Formeln an Kabbala und Magie erinnern, gilt dem Weibe. Wie erobert man eine Frau? Um diese Frage dreht sich das Leben der meisten Menschen und sie werden in erbarmungswürdiger Unwissenheit mit einem Schlage davorgestellt. Ist es da ein Wunder, daß die meisten Männer in dem Kampfe, der nun beginnt, den Kürzeren ziehen? Es ist gerade so, als würde man einen Jüngling, der von griechischer Sprache keine Ahnung hat, einen Sophokleischen Text zu übersetzen geben. Die Aufgabe wäre nicht schwieriger.

Aber zuweilen kommt es doch vor, daß Männer, die Erfahrung haben, oder die mindestens glauben, Erfahrung zu haben, ihre Weisheit in einem Buche niederlegen, um dem großen Mangel an Leitfäden für diese schwierige Wissenschaft einigermaßen abzuhelfen. Ein solches Buch ist La conquête des femmes (Die Eroberung der Frauen) von Maurice Magre. Rathschläge für junge Leute nennt der Autor sein Werk. Und in der That geht er von einem sehr wichtigen Rathe aus und kommt zu einer sehr wichtigen Schlußfolgerung. Sein Rat gleicht dem der tüchtigen Bergführer, die den Neuling auf den Gipfel führen, indem sie fortwährend versichern, die Partie sei gar nicht schwer. So sagt denn der kluge Mentor, der die ersten Schritte des Jünglings lenken will, die Schwierigkeit, eine Frau zu erobern, liege in dem Glauben, daß die Eroberung wirklich schwierig sei. Aber die Schwierigkeit verfliegt in dem Augenblick, wo man zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie gar nicht existirt. Das Problem „wie erobert man eine Frau?" gewinnt sofort ein anderes Gesicht, wenn man sich vor Augen hält, daß es **immer die größte Leidenschaft** und die größte Wonne der Frauen gewesen ist, sich zu geben, sich zu schenken. Es handelt sich für den Mann in den meisten Fällen nur darum, im rechten Augenblicke da zu sein. Der rechte Augenblick, die kritische Stunde tritt aber stets dann ein, wenn eine Frau die Zärtlichkeit, die sie zum Leben braucht, nicht findet. Denn um zu gedeihen, um aufzublühen, um all die reizvollen Möglichkeiten ihres Wesens schillern, schimmern, glänzen, leuchten, glühen zu lassen, bedarf die Frau der zärtlichen Sorgen und der zärtlichen Hände. Und wenn man das bunte und vielgestaltige Leben einer Frau — und auch der banalste Alltag bekommt Farbe und Licht, wenn eine Frau ihn durchschreitet — näher betrachtet, wird man sicher finden, daß Mangel an Zärtlichkeit die Triebfeder fast aller ihrer Handlungen gewesen ist.

Es ist wirklich ein großer Irrthum, zu glauben, daß in der Liebe der Gegenstand die Hauptsache ist. Das ist nicht wahr. Der wirklich echte Liebhaber liebt um der Liebe willen, das Gefühl ist die Hauptsache, nicht das Objekt. Wie oft kommt es vor, daß der Gegenstand der Liebe wechselt und das Gefühl durch diese Transposition keinen Schaden nimmt, nein, im Gegentheil noch steigt. Auch Romeo liebt im ersten Akt nicht seine Julia. Er überträgt das Gefühl für ein Weib auf das andere. Hat man ihm jemals darob einen Vorwurf gemacht? Und bei den Frauen ist der Fall geradezu typisch. Wenn sie reif zur Liebe sind, fällt die glückliche Stunde wie eine kostbare Frucht dem in den Schooß, den sein gnädiges Schicksal vorüberführt. Aber natürlich wäre es eine ganz falsche Lehre, wenn man den jungen Leuten sagen wollte, daß sie warten sollen, bis ihnen sozusagen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Ein richtiger Unterricht in der hohen Wissenschaft vom Weibe muß auch die verschiedenen Methoden behandeln, mit denen man in den Stand gesetzt wird, de corriger la fortune. Die sentimentale Methode ist heute entschieden veraltet und wird nur mehr in der Provinz geübt. Einmal genügten, wie Alphons Daudet so hübsch bemerkt, drei magische Worte, um das Herz einer Frau zu erobern. Diese drei Worte hießen: Seele, Blume und Stern. (Allerdings glaube ich, daß bei ganz jungen Damen auch heute noch die drei Worte in richtiger Variation ihre Wirkung nicht verfehlen.) Sehr viel geübt wird heute insbesondere in der eleganten Welt die Methode der Verstellung. Ihr Witz besteht in der Kunst, einer Frau zu suggeriren, daß man um so mehr Gefühl besitze, je weniger man davon zeige. Alles Versteckte und Verhüllte übt seinen Reiz, und wenn man diesen Reiz geschickt verwerthet, braucht das, was man versteckt u. verhüllt hat, gar keinen Werth zu haben. Sehr beliebt, wenn auch heute schon etwas aus der Mode, war in der letzten Zeit die Methode des Zynismus und die Methode der Brutalität. Aber da muß der Lehrer dem Schüler Vorsicht empfehlen. Wenn man die Methode der Brutalität anwendet, muß man seiner Sache sicher sein. Man soll nicht den wilden Mann spielen, wenn man im richtigen Augenblick nicht auch der wilde Mann sein kann. Welche komische Situation würde sich ergeben, wenn man bis zum letzten Moment den rasenden, stürmenden, rücksichtslosen Eroberer darstellt, um dann, wenn endlich das Opfer, neugierig auf das Kommende, sich ergibt, eingestehen zu müssen, das der brausende Sturm, die zyklonische Rücksichtslosigkeit nur Komödie war und keine reale Unterlage hat. Bei all diesen Methoden aber muß man sich sagen, daß für alle Frauen immer der erste Eindruck entscheidet; sie kommen niemals mehr von der ersten Momentaufnahme des Gefühls los. Und es ist gar keine große Kunst, diese Aufnahme, wenn sie nur halbwegs günstig ist, ins Gute und Schöne zu verstärken. Allerdings muß man sich dabei einige Grundprinzipien vor Augen halten. Jede Frau liebt es, wenn ihr Ritter ihr Aufmerksamkeiten erweist, aber die Ausgaben, die man für eine Frau macht, müssen immer steigen und dürfen nie fallen. Es ist übrigens sehr leicht, die Tugend zu zeigen, welche die Frauen beim Mann am meisten lieben. Und diese Tugend ist die Großmuth. Die wenigsten jungen Leute wissen, einen wie tiefen Eindruck sie machen, wenn sie einmal einem Bettler etwas schenken und die Frau, mit der sie spazieren gehen, es sieht. Das ist in Wahrheit gut angelegtes Kapital. Die Frau wird den Eindruck der Großmuth, den sie empfangen hat, nie mehr loswerden. Und Großmuth, Edelmuth und Ritterlichkeit verschmelzen in ihrer Phantasie sehr leicht zu einem. Und das Ritterliche am Kavalier will die Frau immer sehen. Ganz und gar unritterlich aber ist es, alles zu sehen, jede, auch die kleinste Lüge zu durchschauen. Alles glauben, ist oberstes Gesetz, oder windestens so thun, als glaubte man alles. Eine Frau zieht immer einen Blinden einem Sehenden vor. Man soll nicht fragen. Jede Frage ist gefährlich. Fragen und forschen trägt immer nur Sorgen, Noth, Kummer und Jammer ein. Wer fragt, ist thöricht, denn er sägt den Ast ab, auf dem er sitzt.

Maurice Magre ist ein witziger und gewitzter Mann, Er macht es dem jungen Mann, dem er Rathschläge gibt, leicht, in der Erkenntniß der Frau, die zur Eroberung der Frau führt, vorwärts zu kommen. Aber seiner Weisheit letzter Schluß ist bitter. Er zerstört den Glauben so vieler unerfahrener junger Männer, die da glauben, daß man durch Frauen vorwärts kommen kann. Die Frauen hindern einen nur, sie fördern einen nie. Man ist entweder Herr der Welt, oder Herr der Frau, beides vereint sich nicht. Man dient entweder den Interessen des Geschäfts, des Handels, oder — man dient der Liebe. Die Frau theilt nicht. Hat sie einen Mann, so will sie ihn ganz haben. Und so ginge wohl die Welt zu Grunde, weil die meisten sich mehr um die Frau kümmern würden als um den Mechanismus des äußeren Lebens, wenn wir nicht in uns selbst einen großen Regulator hätten, der die Macht der Frau bricht; und dieser größte Feind der Frau, dieser ewige Zerstörer, ist das eigene Ich. Oskar Wilde sagt: „Jeder tödtet, was er liebt." Wir haben in uns einen unbezwingbaren Drang, was wir lieben, einmal wieder zu vernichten. Wir finden, daß die zärtliche Frau zu zärtlich ist, wir entdecken die Fehler der schönsten, die schlechten Eigenschaften der tugendsamsten. Wir suchen so lange, bis wir den Flecken, den Punkt gefunden haben, und von diesem Flecken, von diesem Punkte aus zerstören wir langsam, aber sicher, was wir uns aufgebaut haben. Und so müßten wir eigentlich diesen grausamen Trieb des Mannes hassen und verachten, wenn wir uns nicht sagen müßten, daß auch in der Frau eine zerstörerische Macht lebt. Denn wenn wir uns auch einbilden, eine Frau erobern zu können, ihre ganze Seele besitzen wir doch niemals. Niemals, niemals. Immer hat die Frau heimliche Thüren ihres Wesens, die uns unbekannt bleiben, immer hat sie eine unbeschreibliche Wonne darin, dem, der ihr Herz zu besitzen glaubt, zu entkommen, zu entschlüpfen, es ihm zu entwinden. Und sie wird manchmal ihrer Freundin, ihrem Stubenmädchen oder dem ersten besten in der Lust der Konfidenzen mehr verrathen als dem Manne, den sie liebt.

Und so endet der Lehrkurs in einer traurigen Wahrheit. Man liebt sich auf Erden, um sich zu hassen. Man waffnet sich gegen äußere Feinde und trägt den größten Feind in seiner eigenen Brust. Man baut sich ein Haus und zerstört selbst die Fundamente.

So dumm sind die Menschen.

Rud. Lothar.

Farben und Krankheiten.

Vor vier Jahren veröffentlichte ein japanischer Arzt Burtaro Adacki, der Europa bereist hatte, einen Aufsatz über den Geruch der weißen Völker, der bei uns nicht geringes Aufsehen und Erstaunen erregte. Er behauptete nämlich, daß der Japaner zunächst an dem Europäer einen ihm ganz unerträglichen scharfen und ranzigen Geruch wahrnehme, und daß er sich erst nach einigen Wochen langsam daran gewöhne. Adacki unterschied sogar ganz genau verschiedene Gerüche in verschiedenen Gegenden Europas; so röche der Braunschweiger anders als der Bayer, der Savoyarde anders als der Normane. Den merkwürdigen Geruch, den der Europäer haben soll, definirte ein anderer ausländischer Beobachter als den „eines Gemischtes von Kuhmist und Vanille". Ueber das delikate Thema der von dem Menschen ausgehenden Gerüche bringt nun ein Aufsatz der „Debats" ein weitschichtiges Material bei: Wie der Weiße den Geruch des Negers außerordentlich stark und unangenehm empfindet, so ist auch dem Neger die Anwesenheit eines Weißen für sein Riechorgan sehr unsympathisch. Haben doch Schwarze über diese Geruchsempfindung geäußert, daß sie mit ihrer faden leichenhaften Süßlichkeit „ihnen direkt das Herz umdrehe". Aber nicht nur die Rassen unterscheiden sich durch eine sehr deutliche Verschiedenheit des Geruchs von einander, sondern auch innerhalb eines Volkes ist jeder einzelne durch eine besondere Abart des Geruchs charakterisirt, die von dem weniger entwickelten Geruchssinn des Menschen häufig nicht bemerkt, von den scharfen Nasen des Hundes, der Katze oder des Pferdes sogleich erkannt wird. Der alte Tallemant des Reaux erzählt von einem Hündchen, das nach zehn Jahren aus alten Gewändern, die sich in einem Koffer befanden, den Geruch seiner einstigen Herrin erkannte und die Kleider zärtlich beleckte. Auch das Wild wittert den Jäger auf sehr weite Entfernungen, doch hat man bemerkt, daß es bei verschiedenen Menschen in seiner Witterung ganz verschieden reagirt. Er theilt die Jäger in zwei Klassen, in solche, von denen ein saurer, und in die, von denen ein süßer Geruch ausgeht. Der saure Geruch ist viel stärker und wird von den Thieren viel rascher empfunden. Aber auch Menschen soll diese scharfe Unterscheidung zwischen verschiedenen Gerüchen ihrer Mitmenschen eigen gewesen sein. Heinrich der Vierte von Frankreich ist auf den starken Geruch, den er ausströmte, sehr stolz gewesen. „Den habe ich von meinem Vater", sagte er, indem er sich an die Brust schlug. Auch Ludwig der Vierzehnte machte sich, wie sein Arzt Fagon berichtet, bei seinem Eintreten den Nasen der ihn Erwartenden sehr deutlich bemerkbar. Von zahlreichen Persönlichkeiten wird berichtet, daß sie einen sehr wohlgefälligen Duft um sich verbreiten. Von Alexander dem Großen erzählt Plutarch, daß er nach Veilchen roch; Albrecht v. Haller stellte an sich selbst einen Moschusgeruch fest, und von dem Dichter Malherbe berichtet sein Biograph, daß er „groß war und wohlgebaut und von so ausgezeichneter Gesundheit, daß sein Schweiß einen angenehmen Geruch hatte." Für einen Poeten ist das eine sehr passende und hübsche Gabe. Auch das Alter spielt bei der Stärke des von dem Menschen ausgehenden Geruchs eine Rolle. Bei dem Kinde, dessen Haut sehr zart und gepflegt ist, ist der Geruch gewöhnlich sehr schwach. Bei dem erwachsenen Menschen sind dann die Ausdünstungen viel stärker, und im Greisenalter nimmt der Geruch wieder ab.